

Unsere Veranstaltungen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **83 (2003)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Veranstaltungen

Dr. phil. Katrin Roth-Rubi, Bern, und
Dr. phil. Martin Schindler, St. Gallen

Die Walenseetürme für einmal im Zentrum der Weltgeschichte

Vortrag vom 2. März 2002 (533)

Türme zu welchem Zweck?: Der Glarner Turm ist mit etwa 13 Metern im Quadrat der grösste der drei. Wie hoch er war, wissen wir nicht genau. Der Turm hat einen treppenartigen Sockel. Er ist im unteren Teil breiter, man nennt das eine Abtreppe. Im Innern befand sich eine L-förmige Zisterne, und eine äussere Mauer umfasste einen ovalen Hof. In diesem standen Holzbauten und Zelte. Der Turm war nachweislich nur kurze Zeit bewohnt.

Das Gleiche gilt auch für die zwei etwas kleineren Türme auf der St. Galler Seite. Der Turm bei Betlis hatte allerdings keine Zisterne, vielleicht weil er dem See ziemlich nahe war. Dieser Turm ist bis in eine Höhe von fast sechs Metern erhalten. Man kann annehmen, dass er aber höher war. Wahrscheinlich – und das traf wohl auch für die anderen Türme zu – war der Turm etwa zwei Stockwerke hoch, hatte ein Dach und einen hölzernen Umgang. Die Mauern wurden zwar mit Mörtel nass gemauert, allerdings in einer Weise, die vermuten lässt, dass man sich in der Gegend üblicherweise eher auf Trockenmauerwerk verstand.

Keine Zweifel bestehen über die militärische Nutzung der Türme. Man fand neben Pfeilspitzen auch die Eisenteile von Pila, den römischen Wurfspiessen.

Bereits um 1800 fand man die Mauerreste und römische Münzen bei Filzbach. Im Jahr 1832 schrieb der Pfahlbauten-Forscher Ferdinand Keller zum ersten Mal von römischen Wachttürmen. Landammann Dietrich Schindler kam später für die Kosten auf, und Keller konnte erste Grabungen durchführen. Es folgten Planaufnahmen und weitere Untersuchungen. Das Interesse nahm dann wieder etwas ab, bis sich 1939 der Lehrer Fritz Legler der Sache annahm. Dadurch erfolgte in den 1950er-Jahren die erste umfassende wissenschaftliche Untersuchung des Filzbacher Turms. In den 60er-Jahren folgten die St. Galler Türme.

Professor Laur-Belart schloss aufgrund der Ausgrabungen, dass die Türme im Zusammenhang mit der Eroberung der Alpen um 15 v. Chr. durch Kaiser Augustus zu sehen sind. Als diese längst abgeschlossen war, wurden die Türme, etwa 9 v. Chr., aufgelassen. Einer der besten Kenner der augusteischen Eroberungspolitik, Colin Wells, meinte dagegen, dass die Türme früher, zur Vorbereitung, nicht zur Sicherung des Feldzuges, erbaut worden seien. Wie auch immer, die steinernen Zeugen blieben eine europäische Sensation – und ein Rätsel.

Vor zwei Jahren kam nun eine neue Sichtweise ins Spiel. Katrin Roth-Rubi untersuchte die Keramikfunde im römischen Militärlager von Dangstetten, gegenüber von Zurzach, rechts des Rheins. Eine Verbindung dieses Lagers zu den Walenseetürmen schien ihr möglich, und sie gelangte tatsächlich zu erstaunlichen Erkenntnissen.

Das Lager in Dangstetten: Die Römer empfanden die Alpen als einen Schutzwall gegen einfallende Völker aus Gallien oder Germanien, einen Schutzwall von zweifelhaftem Wert allerdings. Augustus entschied sich für die Einverleibung des Alpenraums und trachtete danach, sein Reich auf diese Art wirkungsvoller zu schützen. Auf der anderen Seite versuchte er seine Dynastie mit einem militärischen Erfolg zu legitimieren. Seine beiden Stiefsöhne und potenziellen Nachfolger Drusus und Tiberius sollten denn auch das Kommando führen.

Im Jahr 17 n. Chr. schrieb der römische Historiker Strabo: «Tiberius und Drusus beendeten die unbehinderten Einfälle dieser Völkerschaften in einem einzigen Sommerzug (!), sodass es jetzt schon das 33. Jahr ist, seitdem sie Ruhe halten und ordentlich ihre Steuern entrichten.» Der Feldzug fand also um 15 v. Chr. seinen Abschluss und war offensichtlich ein Erfolg. Von Cassius Dio aus dem 3. Jahrhundert wissen wir, dass Drusus von Süden und Tiberius von Westen her in die Alpen eindringen. Zeuge dieser Eroberung ist ein Siegesmonument in der Nähe von Monaco. Es nennt alle besiegten Stämme beim Namen, allerdings wissen wir heute nicht mehr, wo diese Stämme lebten. Eigentlich müssten aber auch die Heere der beiden Prinzen Spuren hinterlassen haben. Welche Rolle spielt dabei das Lager von Dangstetten?

Das zwölf Hektaren grosse Lager entspricht dem, was man von römischen Heerlagern weiss. Einigermassen erstaunlich ist allerdings die Lage, nördlich des Rheins im «freien Germanien». Teile dieses unbesetzten, von Germanen bewohnten Gebiets wollte Rom 12 v. Chr. erobern. Für den Vormarsch an die Elbe bauten sie Lager am Rhein. Solche Lager sind heute bekannt, und aufgrund ihrer Lage weiss man, dass die Römer in zwei Angriffskeilen an die Elbe vorstießen. Dangstetten liess nun die Vermutung aufkommen, dass es im Süden einen dritten Keil gegeben haben könnte, und dass dieses Lager mit dem Alpenfeldzug nichts zu tun hatte.

Insbesondere der Vergleich des gefundenen Tafelgeschirrs widerlegte aber diese Annahme. Die so genannte Terra Sigillata ermöglicht eine recht genaue Datierung. Die Stempel des Herstellers auf den Gefässen lassen weitere Schlüsse zu. Das Lager von Dangstetten ist demnach eindeutig älter als die anderen Lager des Germanienfeldzugs. Es wurde um 20 v. Chr. gebaut und fünf Jahre später aufgelassen. Möglicherweise hatte dieses Lager mit dem, letztlich eher gescheiterten, Feldzug ins «freie Germanien» doch nichts zu tun, dafür aber mit den Walenseetürmen: Die Keramikfunde vom Walensee sind tatsächlich aus der gleichen Zeit und von der gleichen Art. Dangstetten war mit ziemlicher Sicherheit eine Versorgungsbasis für besagte Türme.

Wachttürme als Speerspitze: Wir wissen, dass in Dangstetten eine Abordnung aus Teilen der 19. Legion, gallische Bogenschützen und orientalische Hilfstruppen, stationiert waren. So genannte Vexillationen wurden für ganz bestimmte Aufgaben vorübergehend zusammengestellt. Worin bestand die Aufgabe dieser Truppen?

Stellt man das Heerlager und die Wachttürme zusammen in einen gesamtschweizerischen Zusammenhang, ergibt sich das Bild zweier frühromischer Befestigungsstränge in ost-westlicher beziehungsweise süd-nördlicher Richtung. Das entspricht genau den zwei Angriffsachsen, die Cassius Dio beschreibt. Drusus wird also um 15 v. Chr. von Italien nach Graubünden und dem Walensee entlang nach Norden marschiert sein. Zu einem Zeitpunkt, als das Lager in Dangstetten bereits verlassen war?

Wahrscheinlicher ist, dass der Feldzug gegen die Alpen schon früher begann, vielleicht zur Zeit, als in Dangstetten das Heerlager gebaut wurde, also 20 v. Chr. Das Lager und die Türme dienten der Sicherung der Route, die Drusus nahm, wie die Kastelle im Westen der Schweiz den Vormarsch des Tiberius schützten.

Die beiden Prinzen sind zwar, wie Strabo schreibt, im Sommer 15 v. Chr. ins Alpenland einmarschiert, der eigentliche Feldzug war aber zu diesem Zeitpunkt bereits zu Ende. Das Lager in Dangstetten wurde aufgelöst, und die Walenseetürme verloren an Bedeutung. Der Einmarsch war demnach eher ein Triumphzug, um, wie Strabo das auch tat, die Nachfolger des Kaisers als strahlende Sieger zu präsentieren.

Katrin Roth und Martin Schindler haben die Türme am Walensee ins Zentrum des Weltgeschehens gerückt und wohl auch wieder vermehrt ins Bewusstsein der Glarner Geschichtsfreunde.

Rolf Kamm

«Senkrechte Eidgenossen». Erneuerungsideologie und Frontismus
im Glarnerland der 1930er-Jahre

Vortrag vom 22. Oktober 2002 (534)

Das falsche Beispiel für die Erneuerung: In den 1930er-Jahren haben sich etliche Glarner, die an der damaligen Erstarrung des «Systems» Kritik übten, ja zum Teil regelrecht darunter litten, ihre Ideen für eine «Erneuerung» im nationalsozialistischen und faschistischen Gedankengut geholt. Ihre direkte Widersacherin, die Linke, kämpfte für die Erneuerung nach sozialistisch-marxistischem Vorbild. Konfrontation war unvermeidlich. Viele andere wünschten ebenfalls die Erneuerung, schlossen sich aber nicht einem dieser beiden Lager an.

Frontisten und Nationale Front: Jenny und Kamm referierten zunächst über die Nationale Front und ihre aktivsten Mitglieder im Glarnerland, also über jene Bewegung, die eine politische Erneuerung anstrebte, die nach ihrer Meinung von den bestehenden Parteien nicht zu erwarten war. Die Front war antisozialistisch, antiliberal, antidemokratisch und auch antisemitisch eingestellt und erstrebte die «nationale Erneuerung», mehr oder minder nach nationalsozialistischem Vorbild, wobei ein spezifisch schweizerischer Weg nicht ausgeschlossen war, was etwa bedeutet hätte, dass man die Schweiz nicht dem Dritten Reich Hitlers einzuverleiben gedachte. Die Nachahmungen im Jargon und im Auftreten waren aber sehr deutlich.

«Gau Glarus und Walenseegebiet»: Die Nationale Front teilte die Schweiz nach deutschem Vorbild in Gaue ein. Glarus und das Walenseegebiet bildeten einen solchen Gau unter der Leitung des Kameraden A. Letta in Weesen. («Kamerad» war typischer nationalsozialistischer Jargon, sozusagen das Gegenstück zum «Genossen» bei der Linken.) Es gab im Glarnerland selber einige Ortsgruppen und so genannte Stützpunkte der Nationalen Front, die offenbar erste in Schwanden unter der Leitung von Leutnant David Blumer, ferner in Mollis, Haslen, Niederurnen und Glarus. Blumer und seine Gesinnungsfreunde organisierten in Schwanden und Glarus Vorträge mit den Exponenten der gesamtschweizerischen Organisation, so mit Landesführer Biedermann und den weiteren prominenten Frontenführern Dr. Robert Tobler, Eduard Rüeggsegger und einen gewissen Gaudy. Da für die Versammlung keine Diskussion vorgesehen war – es ist für totalitär gesinnte Organisationen charakteristisch, dass sie nicht gerne diskutieren und ihre Ideen und Ansichten in Frage stellen lassen –, boten die Sozialdemokraten unter Führung des legendären Arbeitersekretärs und nachmaligen Nationalrates Christian Meier, Netstal, jeweils ihre Anhänger auf, sodass es oft zu tumultuösen Veranstaltungen kam, deren Schilderung auch 70 Jahre später durchaus Unterhaltungswert haben.

Neben Versammlungen organisierten die Frontisten auch andere Kundgebungen, so am 1. August. Noch 1936 gab es zehn Veranstaltungen. Ab 1937 flaute die Tätigkeit der Front im Glarnerland (wie auch in der übrigen Schweiz) merklich ab; die internationale (Bedrohungs-)Lage machte jegliche Sympathie für das nationalsozialistische Gedankengut verdächtig, und damals erkannten alle, woher die konkrete Gefahr für die Schweiz drohte, nämlich aus Hitler-Deutschland und allenfalls aus Italien. Die Glarner Frontisten blieben wahlpolitisch übrigens erfolglos; sie stellten z.B. nie ein Landratsmitglied.

Das «hohe Ziel» der Überwindung der Klassengegensätze, welche einige Leute in die Front geführt hatten, so auch den nachmaligen Landammann und Ständerat Dr. Fritz Stucki, Netstal, musste auf andere Weise erreicht werden. Die Referenten widmeten Stucki übrigens fast ein besonderes Kapitel, indem sie sich auf seine Memoiren stützten, in denen Stucki seinen «Irrweg» in die Nationale Front beschrieb und begründete, ebenso sein späteres Wirken in der damaligen Demokratischen und Arbeiterpartei (heute SVP), in welcher er eine Möglichkeit der Überwindung gewisser Klassengegen-

sätze sah, z.B. Armeefreundlichkeit im Gegensatz zu den Sozialdemokraten, soziale Gesinnung im Gegensatz zur Allgemeinen Bürgerlichen Volkspartei (ABV, heute FDP), welche von «blaublütigen» Industriellen beherrscht sei. Wir möchten nicht gerade so weit gehen, wie Kurt Tucholsky, der gesagt haben soll, wer Memoiren schreibe, der habe etwas zu verheimlichen, aber es war doch einigermaßen verblüffend, wie Jenny und Kamm die Memoiren Stuckis kommentarlos vorstellten.

«*Frontisten im Geist*»: In diesem Teil erwähnten die Referenten einige Exponenten des öffentlichen Lebens, deren Gedankengut eine gewisse Nähe zum Frontistischen aufwies oder aufzuweisen schien. Dabei kamen sie zu recht eindeutigen Schlüssen, obschon sie sich z.B. nur auf ein einzelnes Zitat beschränkten und weder das vorher beziehungsweise später Gesagte oder Geschriebene in ihre Betrachtungen einbezogen. Wenn es sich um Redaktoren oder Journalisten, aber auch Politiker handelt, dann ist zu bedenken, dass sie im Laufe ihrer Tätigkeit, ja ihres Leben sehr viel schreiben oder reden, vielen Meinungen, aber auch Stimmungen ausgesetzt sind, und dass ihr gesamtes Wirken, das auch eine Entwicklung durchmacht, beachtet werden müsste. Dass dies nicht möglich war, ist natürlich klar, aber es ist dann umso waghalsiger, aus einem einzelnen herausgepflückten, sozusagen drastisch tönenden Zitat das Charakterbild des Betreffenden zu zeichnen.

Der Bund für Volk und Heimat: Als dem frontistischen Gedanken nahe bezeichneten die Referenten den in jenen Jahren gegründeten Bund für Volk und Heimat (BVH, ironischerweise oft als «Bund Vornehmer Herren» bezeichnet), dessen Bundesobmann der Ziegelbrücker Fabrikant Caspar Jenny war. Jenny verabscheute offensichtlich den Parlamentarismus, aber auch den Sozialismus, den Zentralismus und den Etatismus sowie die Parteienwirtschaft. Er war für Autorität und auch für den Respekt vor einer göttlichen Ordnung, zumindest gemäss dem Programm des BVH. Er war aber doch in erster Linie Unternehmer, der für das Überleben seines eigenen Betriebes und der gesamten Wirtschaft in einer schwierigen Zeit mit hoher Arbeitslosigkeit im Gefolge der Weltwirtschaftskrise und im Zeichen heftiger sozialer Agitation kämpfte, wie dann in der Diskussion nach dem Vortrag unterstrichen wurde. Caspar Jennys Sohn Fritz erklärte auch, dass sein Vater selber gar nie ein konkretes Programm für eine Erneuerung gehabt habe.

Ruf nach Erneuerung aus vielfältigen Motiven: Bereits am Beispiel Jennys wurde klar, nicht zuletzt wiederum in der Diskussion, dass der Ruf nach Erneuerung nicht unbedingt Nähe zum Frontismus bedeuten musste. Die Krise der Demokratie war ein Schlagwort bereits Ende der 1920er-Jahre (also vor dem Auftreten der Nationalen Front im Rahmen des so genannten Frontenfrühlings; es gab auch noch andere frontistische Bewegungen). Damals schon führten die parteipolitischen Gegensätze zwischen links und rechts zu einer völligen Erstarrung des politischen Betriebs, und man biss sich z.B. wegen der Einstellung zur Armee und damit zur Landesverteidigung oder zur Sozialpolitik die Zähne aus. Die Sozialdemokratie (weit weniger die Gewerkschaften) lehnte die Armee ab; die Bürgerlichen schlossen zugunsten der Erhaltung des Schweizer Heeres die Reihen. Es mag zum Teil im Bedarf nach Profilierung innerhalb des Bürgerblocks gelegen haben, dass gewisse Parteien gelegentlich in Richtung frontistisches Gedankengut ausscherten, etwa die Katholisch-Konservativen (heute CVP), welche die Freimauren gerne verboten hätten.

Doch zurück zum Referat. Jenny und Kamm orteten fast überall dort «Frontisten im Geist», wo das Wort «Erneuerung» fiel. Sie erklärten, die damalige «Neue Glarner Zeitung», Organ der ABV (Freisinnigen), sei dem BVH und den Fronten nahe gestanden. Und als ersten Beweis zitierten sie aus einem (einzigen) Artikel des damaligen Redaktors und spätern Landesarchivars Dr. Jakob Winteler, der zwar ein Versagen der Demokratie ortete, die Erneuerung aber «nur auf freisinnigem Boden im Lichte der liberalen Weltanschauung» als möglich erachtete, wobei man einer geistigen Erneuerung nicht aus dem Weg gehen könne. War das «Frontismus im Geist»? Wohl kaum. Eindeutiger äusserte sich in der «Neuen Glarner Zeitung» dagegen der damalige Hilfsredaktor und Nachfolger Winteler, der spätere Zivilgerichtspräsident Dr. Hans Becker, aus dessen Feder ein rassistischer Text in nationalsozialistischem Jargon zitiert wurde,

doch erfuhr man nicht, ob es sich um eine einmalige Entgleisung handelte oder ob solche Gedanken wiederholt publiziert wurden.

Jenny und Kamm stellten noch einige Äusserungen der Demokraten und der Konservativen vor, in denen von Erneuerung die Rede ist. Die Nähe zum frontistischen Jargon war zwar frappant; es hiess mitunter, man könnte von den Fronten lernen. Ob das aber wirklich «Frontismus im Geist» bedeuten musste, bleibe dahingestellt. Parteien haben einander immer viel abgeguckt und auch abgeschrieben, ohne ihre Grundsätze gleich über Bord zu werfen. Und der gleiche oder (sehr ähnliche) Wortlaut bestimmter Aufrufe und Erklärungen braucht auch nicht zu bedeuten, dass man das Gleiche damit meinte. Diese Feststellung gilt ebenso für ein gemeinsames Vorgehen oder identische Parolen bei Volksabstimmungen. (Unheilige) Allianzen sind in einer Demokratie gang und gäbe, dito Listenverbindungen... Als ein Fahrtsprediger (welcher, wurde nicht gesagt) sagte, wir brauchten «die Revolution des Gewissens, nicht Neuerungen, sondern Erneuerung, nicht mehr Wissen, sondern mehr Gewissen», so verwendete er zwar die gleichen Worte wie Frontenführer Rolf Henne aus Schaffhausen, aber wenn die Referenten daraus den Schluss zogen, der Pfarrer sei eben ein «Frontist im Geist» gewesen, so hätten sie ebenso gut annehmen können (oder gar müssen!), dass der Pfarrer mit «Erneuerung» und «Gewissen» auch etwas völlig anderes gemeint haben könnte. Religiöses Gewissen und politisches «Gewissen» sind ja doch wohl zweierlei, und «Erneuerung» ist theologisch wohl anders auszulegen als nach «Henne-Art».

Jenny und Kamm schlossen mit der Feststellung, dass in den 1930er-Jahren «der Grat der Demokratie schmaler war, als man gemeinhin vermutet». Wir wagen diese These anzuzweifeln, weil uns die schlüssigen Beweise nicht vorgelegt wurden.

Das von Jenny und Kamm aufgeworfene Thema wäre einer vertiefteren Betrachtung würdig. Für ein Podiumsgespräch, noch besser für ein Seminar, auf gut Glarnerdeutsch Workshop, hätte das Referat viele Anstösse gegeben; dafür ist den Referenten zu danken.

Jann Etter

PD Dr. Stephan Kux, Arlesheim

Wirtschaft und Politik in Mittelosteuropa seit 1980

Vortrag vom 26. November 2002 (535)

Heute muss Stephan Kux seinen Studenten an der Universität erklären, was «die Mauer» und «kalter Krieg» überhaupt bedeuten. Noch vor 20 Jahren aber wäre jeder für wahnsinnig erklärt worden, der behauptet hätte, im Jahr 2003 würden die baltischen Staaten Estland, Lettland, Litauen, die damals noch zur Sowjetunion gehörten, ferner Polen, Tschechien, die Slowakei, Ungarn, Rumänien und Bulgarien der EU beitreten. Der Vergleich einer Europakarte von 1980 mit einer entsprechenden von heute macht ebenfalls klar, wie viel sich geändert hat. Während sich 1980 Europa als eine Ansammlung von untereinander «zerstrittenen Ländern» präsentierte, der als geschlossene Einheit die Sowjetunion gegenüberstand, zeigt sich diese heute zerfallen in ihre Teilrepubliken, Europa dagegen dank der EU als weit gehend einheitliches Gebilde.

Anhand einiger Eckdaten rief der Referent den Ablauf der Ereignisse in Erinnerung:

- 1985 wurde Michail Gorbatschow Generalsekretär der kommunistischen Partei und damit neuer Chef in der UdSSR.
- 1986 explodierte in Tschernobyl das eine von zwei Atomkraftwerken, und in Kasachstan gingen Studenten für mehr Selbstbestimmung ihrer Teilrepublik auf die Strasse. In beiden Fällen reagierte die Zentralmacht, sprich Gorbatschow, nicht besonders souverän. Die Atomkatastrophe wurde mehr schlecht als recht bewältigt. In

Alma Ata, der Hauptstadt von Kasachstan, wurden die Unruhen blutig niedergeschlagen. Dennoch halfen beide Ereignisse mit, in den folgenden beiden Jahren ein Umdenken einzuleiten.

- 1987 errechneten sowjetische Wirtschaftswissenschaftler, dass das Sowjetimperium ständig Verluste hinnehmen müsse, da es mehr Kosten verursache, als es einnehme.
- 1988 führten Forderungen nach Selbstbestimmung in den Satellitenstaaten und in den Teilrepubliken der UdSSR zu Diskussionen bis in die Parteispitzen. Gorbatschow kündigte den Truppenrückzug aus Mitteleuropa an. Damit löste sich die Machtklammer, welche das Imperium zusammengehalten hatte. Die so genannte Breschnew-Doktrin war am Ende.
- 1989 fiel die Mauer, welche Ost- und Westberlin getrennt hatte. Gorbatschow selbst hatte die Führung der DDR kurz zuvor auf die Selbstverantwortlichkeit der Staaten hingewiesen und damit auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker faktisch anerkannt. Auch in sowjetischen Teilrepubliken wie in der Ukraine begann man über Neutralität und Blockfreiheit zu diskutieren.
- 1991 zerfiel die Sowjetunion rasch in einzelne Republiken. Der Warschau-Pakt, das militärische Bündnis mit den Satellitenstaaten der Sowjetunion, wurde aufgelöst. Im selben Jahr begann der Jugoslawienkonflikt.
- 1995 schloss die damalige EG, die Europäische Gemeinschaft, ein Europa-Abkommen, d.h. eine Assoziierungsvereinbarung, mit den drei baltischen Staaten und eröffnete diesen Beitrittsperspektiven.
- 1999 traten Polen und Ungarn der NATO bei.

Stephan Kux nennt diesen Wandel eine Revolution. Von einer solchen wird nach der Definition, von welcher der Referent ausging, gesprochen, wenn eine bisher herrschende Elite gestürzt wird und eine neue Elite an deren Stelle tritt. Der Umsturz wird begleitet von Gewaltanwendung und Mobilisierung der Massen. Es tritt eine fundamentale Veränderung der Macht- und Herrschaftsstrukturen ein. Freilich entspricht, wie Kux einräumte, die von ihm beschriebene «Revolution» nur bedingt der obigen Definition. So kam es nur zu vereinzelten gewalttätigen Auseinandersetzungen, etwa in Litauen. Die schwersten Folgen der Veränderungen zeigen sich heute im nicht enden wollenden Tschetschenien-Krieg. In der akuten Phase des Wandels spitzte sich die Situation mehrmals gefährlich zu, so als 1989 ganze Volksmassen zum Bahnhof von Dresden strebten, um sich von ihren Angehörigen zu verabschieden, die via Ungarn den Weg in die «Freiheit» gewählt hatten und nun mit der Eisenbahn in den Westen fuhren. Damals wurde der Kordon der Volkspolizisten, welche den Bahnhof absperren, von der Volksmenge durchbrochen. Aber es kam nicht zum befürchteten Massaker. Die relative Friedlichkeit des Umsturzes bezeichnete der Referent als Wunder.

Ursachen der «Revolution»: Für die Menschen in Mitteleuropa und in der Sowjetunion war die «Lüge», der Selbstbetrug des Systems zur alltäglichen Realität geworden. So wurden z.B. in Rumänien im Winter stets die Wetterprognosen gefälscht und höhere als die tatsächlichen Temperaturen angekündigt, da es keinen Brennstoff zum Heizen gab. In der UdSSR kannte man keine Statistiken, die auf realen Zahlen beruhten.

Die Ineffizienz des Systems wurde unter anderem in der ungeheuren Umweltzerstörung sichtbar, die zu einer gegenüber Westeuropa höheren Sterberate und zu Gesundheitsproblemen führte, welche die Menschen noch für zwei bis drei Generationen belasten werden.

Auch in Mitteleuropa und in der Sowjetunion entwickelte die urbane Mittelklasse Ansprüche auf Individualisierung. Man begann nach der eigenen Identität zu suchen, pflegte, vor allem in den nichtrussischen Teilrepubliken, die eigene Sprache, erforschte die eigene Geschichte, entdeckte, besonders in den ursprünglich islamischen Teilrepubliken, die Religion wieder und befasste sich, z.B. in Estland und in Lettland, mit dem traditionellen Liedgut. Das Sowjetimperium, dessen Zusammenhalt wohl nie so stark gewesen war, wie es den Aussenstehenden erschien, wurde zunehmend inhomogener.

Schliesslich brachte die Rüstungsoffensive des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan die Spitzenfunktionäre in der Sowjetunion zur Erkenntnis, dass ihr Imperium

einem Krieg mit den bisherigen Mitteln nicht gewachsen wäre. Das Wettrüsten hätte zum vollständigen wirtschaftlichen Kollaps geführt. Neue Ideen auf allen Ebenen des militärischen Apparats waren auf einmal gefragt. Doch dieser Innovationsdruck richtete sich schliesslich gegen das System selbst.

Vorteile und Nachteile der «Revolution»: Der gewonnenen Freiheit, der Selbstbestimmung der einzelnen Völker und der demokratischen Konsolidierung in vielen Ländern des ehemaligen Ostblocks stehen das Gezänk der Politiker, z.T. aus dubiosen Quellen finanzierte Parteien mit dürftigen Parteiprogrammen und eine geringe Stimmbeteiligung gegenüber. An manchen Orten ist wieder die alte politische Klasse, ehemals stramme Kommunisten, an der Macht. Privatisierung und Marktwirtschaft brachten zunächst frühkapitalistische Zustände mit sich, unter deren Einfluss sich die Skrupellosesten am Volkseigentum bedienten. Die Volkswirtschaften brachen zusammen und begannen sich erst ab 1997 zu erholen. Heute liegen freilich die jährlichen Zuwachsraten bei 4 bis 8 Prozent gegenüber 1 bis 2 Prozent in den Ländern Westeuropas. Dennoch werde deren wirtschaftliches Niveau, wie der Referent ausführte, erst in 20 bis 30 Jahren erreicht sein. Sozial Schwächere, Rentner, Invalide, Kinder, blieben bei der Wende auf der Strecke. Generell glaubt der Referent, dass die Opfer des Sozialismus auch zu Opfern des Übergangs geworden sind. Rechtsstaatlichkeit und Gewaltentrennung wurden zwar in die Verfassungen aufgenommen, doch können nur diejenigen ihre Rechte wahrnehmen, die auch über die entsprechenden, sprich finanziellen, Durchsetzungsmittel verfügen. Europa sei wegen der verbesserten Zusammenarbeit unter den einzelnen Ländern, aber auch dank einer «Europäisierung der Werte», d.h. deren weit gehender Akzeptanz in den Ländern Mittelosteuropas, sicherer, stabiler geworden. Dafür brachen an den «Rändern» Europas, im Balkan und im Kaukasus Konflikte aus, die nicht leicht zu bewältigen sind.

Diskussion: Gibt es einen dritten Weg? – Bewirkte und bewirkt die Revolution im Osten auch eine Revolution im Westen? – War der Fall des Sozialismus unvermeidlich? Mit diesen drei Fragen schloss der Referent seine Ausführungen und lancierte die Diskussion. Am meisten interessierten sich die Zuhörer dafür, was der Umsturz in Osteuropa für Westeuropa bedeutet. Das sozialistische Bildungssystem gewährte breiten Bevölkerungsschichten einst eine sehr gute Ausbildung, mit der die meisten allerdings im späteren Leben nicht viel anfangen konnten. Trotzdem besass und besitzt Bildung in den urbanen Gesellschaften Mittelosteuropas einen hohen Stellenwert. Heute ist zwar der Zugang zur Bildung nicht mehr für alle in gleichem Masse gewährleistet. Umso grösser ist aber der Ehrgeiz derjenigen, die einen Studienplatz ergattern. Sie wissen genau, was sie wollen. Schon bald werden, wie Stephan Kux aus eigener Erfahrung berichtete, bestausgebildete Osteuropäer auf dem Arbeitsmarkt Konkurrenten der Westeuropäer sein. Länder wie Estland haben sich dank der Dynamik ihrer Gesellschaft rasant entwickelt. Auf diese Konkurrenz werden «wir», die traditionell kapitalistischen Gesellschaften, reagieren müssen. Weitere Fragen aus dem Publikum betrafen die relative Friedlichkeit des Umsturzes, die Nachteile der raschen Privatisierung, die Verlogenheit unserer eigenen Gesellschaft. Auf die Frage schliesslich, wann man wohl im Osten aufgehört habe, an die kommunistische Doktrin zu glauben, antwortete der Referent scherzhaft: «Wahrscheinlich 1918.»

kmw.

Prof. Dr. Felix Bosshard, Universität Zürich

1848–2003. Der schweizerische Staatsgedanke
zwischen Wandel und Beharren

Vortrag vom 14. Januar 2003 (536)

Aufgrund eines Irrtums wurde leider kein Bericht über diesen Vortrag verfasst.

Spaziergänge zu vergessenen Wasserkraftnutzungen im Glarnerland

Vortrag vom 18. Februar 2003 (537)

Am 18. Februar 2003 referierte August Berlinger in Glarus vor dem Historischen Verein des Kantons Glarus über alte und stillgelegte Anlagen zur Wasserkraftnutzung im Kanton Glarus. Da die Nutzung der Wasserkraft für die Industrialisierung des Kantons Glarus von herausragender Bedeutung war, sind seine Ausführungen von grossem historischen und technischen Interesse. Der Referent erarbeitet für den Verein Glarner Industrieweg eine Dokumentation aller im 20. Jahrhundert betriebenen Wasserkraftanlagen im Kanton. Bereits 2001 hat er im Neujahrsboten für das Glarner Hinterland einen Beitrag «Strom aus Wasserkraft im Glarner Hinterland-Sernftal» veröffentlicht. Der Referent gestaltete den Vortrag als Spaziergang durch den Kanton zu noch sichtbaren Zeugen vergangener Wassernutzungen. Er möchte die Zuhörer dazu anregen, bei Wanderungen diese Objekte genauer zu betrachten. Zahlreiche instruktive Folien, begleitet von fachmännischen Erklärungen, veranschaulichten die Überreste der verschiedenen Anlagen. Mit dem Wasser wurden Mühlen, Sägereien, Gerbereien, Zigerreiben, Bleichen, Walkereien, Farbmühlen ebenso betrieben wie Spinnereien, Druckereien und Kraftwerke zur Erzeugung von Licht und Strom. Da Elektrizität anfangs 20. Jahrhundert massiv teurer war, sind für ihre Erzeugung erhebliche Mittel aufgewendet und grosse Risiken eingegangen worden. Der Spaziergang führte ausgehend vom Glarner Unterland über das Mittelland bis Schwanden und endete im Sernftal. Im Folgenden seien aus der Fülle der besprochenen Anlagen einige Beispiele herausgegriffen.

Zuerst stellte der Referent dem grossen Kraftwerk Linth-Limmern, das 360 000 kWh produziert, das zwei oder drei Generationen ältere Kraftwerk Mühletal in der Gemeinde Obstdalen mit seinen 25 bis 50 kWh gegenüber, das in einfacher Form bereits viele Elemente der ausgedehnten Anlage von Linth-Limmern aufweist. Sichtbar sind noch der obere und untere Weiher, Fassungen des Tübernaches und des Mühlebaches. In Mühlehorn ist bei der Brücke ein Rest des Kanals Meerenbach zu sehen, der die Säge bei der alten Haab antrieb. In Bilten sind am Biltenerbach ob der Hauptstrasse Überreste der Anlage für den Betrieb der oberen Säge sichtbar wie Einlaufschieber, Zulaufkanal und Speicherweiher. Die Gerbi am alten Landweg gegen Niederurnen zeigt verschiedene Wassernutzungen. Einerseits wurde das Wasser für das Enthaaen, Waschen und die Gerberlohe verwendet, andererseits trieb es ein Rad zum Kneten und Mängen des Bottichinhalts an. Am Weg von Niederurnen nach Oberurnen liegt das Wehr der ehemaligen Seidenweberei Spitz mit einer noch funktionstüchtigen Turbine. Es muss Wohnbauten weichen und wird im Verlauf dieses Frühjahrs abgebrochen. Die Zentrale und das Reservoir Geisserbrünneli in Näfels waren vor 20 Jahren noch ziemlich gut erhalten. Die Zentrale beherbergte ab 1898 eine Turbine des EW Näfels, das Wasser aus den Rütibergquellen bezog. Sie wurde bei der Inbetriebnahme der Zentrale Risi 1924 stillgelegt. Das Reservoir diente auch der Trinkwasserversorgung der Gemeinde. In Mollis hinter dem Biotop verstecken sich die Reste der Mühle Feldbach, ein Weiher mit Überlauf sowie der Handgriff für Grundablass-Stöpsel. Von der verwendeten Tangential-Turbine existieren noch Fotos. Wie viele Dorfbäche war auch jener von Netstal Lebens- und Kraftader des Gewerbes. Am Dorfbach Netstal ist noch das Radhaus der 1995 aufgegebenen «Zigerribi» der GESKA zu sehen.

Die dichtest genutzte Strecke des Kantons ist der Strengenbach in Glarus. Er wies einst 25 Wasserrechte auf, von denen nur eines nicht genutzt wurde. Der Bachvogt Fridolin Luchsinger hat in einem Büchlein die verschiedenen Nutzungen beschrieben. Am Strengenbach angesiedelt waren (von oben nach unten) unter anderem die obere Farbmühle, die Wydenbleiche des David Elmer, das Walcheli, die Aepli-Bleiche mit Hänggiturm, das Trinkwasserkraftwerk der Gemeinde Glarus, die Bleicherei Streiff, die

beiden Wasserräder der Druckerei des Egidius Trümpy, die Anlagen der alten Spinnerei des Johann Heinrich Streiff, weiter unten die Nutzungen des Zeugschmids Freuler, der aus Messing Planché Platten und Druckrouleaux herstellte, sowie die Fensterfabriken Baer und Müller. Der erwähnte Johann Heinrich Streiff machte um 1740 mit Jean Salomon Fazy die ersten Druckversuche und legte damit den Grundstein für das glarnerische Druckwunder. Die Nutzungen wurden jeweils für 8 bis 30 Jahre betrieben; im Giessen wechselten sie im 19. Jahrhundert oft fast alle 20 Jahre, manchmal änderte auch der Besitzer. Die Farbmühlen waren Zulieferbetriebe der Druckerei, die aus natürlichen Ingredienzien Farben herstellten, zum Beispiel wurden dort Farbhölzer gehäckselt und zerrieben. In Ennenda hat sich eine Anlage des Wasserkraftwerks gegenüber dem Holenstein (Christian Streiff), eine Bachfalle mit zwei Doppelschützen, ausserordentlich gut erhalten. Sie ist vom Bahnhof aus sichtbar.

Was für Glarus der Strengenbach, war für Schwanden der «Gwirbsbach» in der «Herren». Von Sool aus hat man einen guten Blick auf das gegenüberliegende Niederenbachtal. Dort reihen sich hangaufwärts rund ein halbes Dutzend Gebäude kleiner, meist ehemaliger Gewerbebetriebe, die das Wasser des Gwirbsbachs benötigten. Nach der Nutzung des Niederenbachs durch das Elektrizitätswerk Schwanden lief das Wasser den unteren Nutzern zu. Da die Nutzungszeiten des EW Schwanden und der «Gwirbler» sich nicht unbedingt deckten, wurde 1908 neben der Zentrale ein Ausgleichsbecken in Betrieb genommen. Heute steht dort das Pfadiheim. Der unterste Gwirbsbachnutzer, die Türkischrotfärberei Tschudi, holte sich auch noch Wasser aus dem Sernf.

Auch das Sernftal hat seine stillgelegten Wassernutzungsanlagen. Am Mühlebach in Engi haben sich zwei intakte Wehre erhalten, das Segmentwehr der Schreinerei/Sägerei Cotti mit Einlaufrechen und Wasserhäuschen sowie das Balkenwehr der Sernftalbahn mit Einlauf, Wasserhaus, gedecktem Kanal, Reservoir im Villagarten, Druckrohr und zwei Turbinen von 130 kW. In Matt am Krauchbach ist noch die (fast) komplette Kanal- und Turbinenanlage der Sägerei vorhanden. Die noch existierende Girardturbine ist ein seltenes Stück und sollte erhalten bleiben. Das Ensemble ist infolge der Finanznot der Gemeinde Matt sehr gefährdet. Das runde Wasserreservoir beim Waldlehrpfad in Elm sammelte das Wasser der Waldquellen, die die Maschinen in der Schiefertafelfabrik Hauser & Cie. beim Suworowhaus in Gang setzten. Zum Schluss zeigte der Referent noch die Kaverne der Spinnerei Jakob Jenni in Luchsingen. Sie ist ein besonders gutes Beispiel für die Erfindungsgabe und Risikobereitschaft früherer Energieerzeuger und -konsumenten.

Veronika Feller-Vest

Dr. E. Rüesch, alt Ständerat, St. Gallen

Karl Müller von Friedberg und die Gründung des Kantons St. Gallen

Vortrag vom 20. September 2003 (538)

Aus Anlass des 200. Geburtstages des Kantons St. Gallen wird dieser Vortrag, zu welchem die General Bachmann-Gesellschaft, die Freunde der Geschichte von Näfels, der Historische Verein des Kantons Glarus und die Gemeinde Näfels geladen hatten, hier im Wortlaut wiedergegeben.

Der Kanton Glarus ist seit 1352 ein eidgenössischer Stand, der sich in der Schlacht von Näfels 1388 gegen eine Übermacht erfolgreich behaupten konnte. Der Kanton St. Gallen wurde erst 1803 gegründet.

Im 16. Jahrhundert schrieb der Chronist Joh. Stumpf: *Das Glarnerland wirt an dreien orten mit wundergrausamen, ja hohen und unwegsamen gebirgen als unüberwindlichen ringkmauern umbzogen und bewaret.* Nur im Norden öffnet sich die Topografie des Landes

Glarus, also gegen den heutigen Kanton St. Gallen hin. Deshalb gehen die Beziehungen zwischen Glarus und den Gebieten des heutigen Kantons St. Gallen viel weiter zurück als nur bis 1803.

Seit 1451 war die Fürstabtei St. Gallen «Zugewandter Ort» zu vier Orten, darunter Glarus. Seit 1454 war die Stadt St. Gallen «Zugewandter Ort» zu sechs Orten, darunter Glarus. Seit 1438 herrschten Schwyz und Glarus über Uznach und Gaster, später auch über Gams.

Mit dem Geld, das sie aus der «Ewigen Richtung» mit Frankreich erhalten hatten, kauften die Glarner die Herrschaft Werdenberg. Von 1517 bis 1798 regierten glarnerische Landvögte auf Schloss Werdenberg. Sie führten ein strenges Regiment. Wenn die Werdenberger im Kanton St. Gallen heute noch aufmüpfig sind, so führt man dies auf die glarnerische Herrschaft zurück.

Seit 1483 regierten glarnerische Landvögte im Turnus mit Vertretern anderer Stände die gemeine Herrschaft Sargans und seit 1490 im Rheintal. Der berühmteste Landvogt aus Glarus war Gilg Tschudi, der Vater der Schweizergeschichte. Er war Landvogt in Rorschach, im Rheintal und in Sargans.

Im alten Zürichkrieg, der um das Erbe des letzten Grafen von Toggenburg ausbrach, versuchte sich Zürich nach Osten auszuweiten, so wie sich Bern nach Westen ausbreiten konnte. Glarus und Schwyz gelang es, den zürcherischen Grossmachtwillen zu brechen, zuletzt und endgültig im Gefecht bei Ragaz am Fridolinstag, am 6. März 1448. Ohne diesen Erfolg wäre das Linthgebiet heute zürcherisch und nicht st.-gallisch. R. F. Allemann bezeichnet in seinem Buch «25 mal die Schweiz» das Linthgebiet als ein Monument verhinderten zürcherischen Grossmachtwillens.

Rapperswil stand seit 1464 als «Zugewandter Ort» und als Schirmherrschaft ebenfalls dem Stand Glarus nahe.

Als die Alte Eidgenossenschaft 1798 zusammenbrach, war die Gründung eines Kantons Linth gar nicht so abwegig. Er umfasste neben dem Glarnerland den südlichen Teil des heutigen Kantons St. Gallen bis auf die Linie Hemberg – Alpstein – Hirschsprung.

Die künstliche Helvetische Republik von 1798 hatte ein kurzes Leben. Dieser Staat war unregierbar, sodass sich Napoleon bereits 1803 zu einer Neuordnung entschloss. In dieser entstand der Kanton St. Gallen. Am Aufbau dieses heterogenen st.-gallischen Staates hatte ein Glarner ein grosses Verdienst. Es war Karl Müller von Friedberg, geboren 1755 im Freulerpalast in Näfels, im Elternhaus seiner Mutter, der Schwester von General Niklaus Franz Bachmann An der Letz.

Müller Friedberg beginnt seine eigene Lebensbeschreibung mit folgenden Worten: *Ich, Karl Müller von Friedberg, wurde geboren in Näfels im Kanton Glarus, den 24. Februar 1755. Während der Operation geigte mein Oheim auf der Türschwelle lustige Stücklein. Es mag gut sein, dem Kinde heiteren Sinn auf alle Wechselfälle des Lebens einzufiltrieren. Probatum est!*

Sein Vater, Karl Müller, war Arzt und Zeugherr. Offensichtlich aus finanziellen Gründen trat er in die Dienste des Fürstabts von St. Gallen, wo er eine steile Karriere bis zum höchsten Amte in der Fürstabtei durchmachte. Er wurde Landeshofmeister. Kaiser Joseph II. erhob ihn und seine Familie mit dem Titel «von Friedberg» 1774 in den Reichsritterstand und Leopold 1791 in den Freiherrenstand.

Der junge Karl Müller von Friedberg genoss eine ausgezeichnete Ausbildung in Luzern, Salzburg und Besançon, wo er Freundschaften erlebte, die ihm später in der Politik von grossem Nutzen waren. Auch Karl Müller von Friedbergs Sohn trat in den Dienst der Fürstabtei St. Gallen. Er reorganisierte die in desolatem Zustand liegende äbtische Miliz, schuf ein Freijägerkorps und brachte die Kavallerie wieder auf einen beachtlichen Ausbildungsstand. Dann wurde er Obervogt von Oberberg bei Gossau und später Landvogt im Toggenburg.

Nach dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft 1798 diente er in verschiedenen Funktionen in der Helvetischen Republik. Er war Senator des Kantons Linth, Regierungskommissar für den Kanton Waldstätten, er verwaltete die Nationalgüter im Finanzministerium in Bern und leitete eine Zeit lang das Staatssekretariat für auswärtige Angelegenheiten in der Helvetischen Republik.

Als Napoleon einsehen musste, dass der helvetische Einheitsstaat nicht lebensfähig war, empfing er in Paris die helvetische Consulta. Dieser gehörte Müller Friedberg an. Auf französischer Seite wirkte sein Schulfreund Dèmeunier, den er als Student in Besançon kennen lernte, mit. Napoleon überreichte der Consulta eine neue Verfassung für die Schweiz, die Mediations-Verfassung von 1803. Die Landsgemeinde-Kantone wurden wiederhergestellt. Es entstanden sechs neue Kantone: Waadt, Aargau, Thurgau, Tessin, Graubünden und St. Gallen. Die Idee eines Kantons St. Gallen entstand bereits 1802 in einem Verfassungs-Entwurf des schweizerischen Landammanns A. von Reding. An der Consulta in Paris wurde diese Idee erneut ins Spiel gebracht und von Napoleon nach einigem Zögern akzeptiert, übrigens ohne den Beifall der Abgeordneten des Kantons Säntis. Bei der Eröffnung der Consulta sprach Napoleon den berühmten Satz: *Je mehr ich über die Beschaffenheit, die Geschichte und die Gebräuche eures Landes nachgedacht habe, desto stärker ergab sich für mich die Überzeugung, dass es unmöglich sei, es einer einheitlichen Regierung und gleichförmigen Gesetzen zu unterwerfen.*

Die Mediations-Verfassung war keineswegs ein uneigennütziges Geschenk Napoleons. Er brauchte an seiner Ostflanke eine befriedete Schweiz als Bollwerk gegen Österreich. Napoleon hatte sogar die Hoffnung, dass die Demokratie der Landsgemeinde-Kantone nach Tirol ausstrahlen werde und der österreichische Gegner so von innen her geschwächt werde.

Müller Friedberg erhielt den Auftrag, die Organisations-Kommission für den neuen Kanton St. Gallen zu leiten. Er wurde erster Regierungspräsident, der ab 1814 den Titel Landammann trug. Weil am Anfang der Regierungspräsident jeden Monat wechselte, hatte Müller Friedberg bis 1814 das Amt 42-mal ausgeübt. Ab 1814 war die Amtsdauer für den Landammann jeweils ein Jahr. Eine Riesenarbeit war zu bewältigen. Eine heterogene Masse musste zu einem Staat geformt werden. Der Kanton St. Gallen ist der einzige ringförmige Kanton der Schweiz. Er umschlingt die beiden Appenzell. In ihm wurde der ehemalige fürststädtische Staat vereinigt mit den beiden Stadtrepubliken St. Gallen und Rapperswil und den ehemaligen Herrschaften im Rheintal, im Linthgebiet und im Sarganserland.

Als der Stern Napoleons verblasste, wollte die Hälfte der acht Bezirke vom Kanton weg. Am extremsten war die Lage im Sarganserland. Nachdem man schon in der Helvetik einen Kanton Sargans wollte, strebte man nun einen Anschluss an Graubünden an. Die Bündner aber lehnten ab. Nun versuchte man einen Anschluss an Glarus. Nach anfänglichem Zögern zeigte sich Glarus bereit. Der führende Kopf der Bewegung im Sarganserland war ein Glarner, Joh. Baptist Gallati. Als eine Landsgemeinde im Sarganserland beschloss, sich von St. Gallen zu trennen, intervenierte die St. Galler Regierung bei der Tagsatzung. Diese schickte drei Bataillone, welche 1814/15 das Sarganserland 109 Tage lang besetzt hielten. Die Abtrünnigen, an deren Spitze Gallati, wurden hart bestraft. Zur gleichen Zeit blickte man im Raume Uznach nach Schwyz, und der Kanton Glarus zeigte auch Interesse für das Gasterland. Auch im Rheintal kam es 1814 zu Tumulten. Aus Furcht vor den angeblich anmarschierenden Rheintalern soll die St. Galler Regierung kurze Zeit im Thurgau Schutz gesucht haben.

Trotz allem überlebte das komplizierte, zusammengewürfelte Gebiet des Kantons St. Gallen die Wirren von 1814. 1815 kam der Wiener Kongress zu Hilfe, indem er einen Beschluss über die Integrität der schweizerischen Kantone fasste. Dennoch ist festzuhalten, dass ohne das diplomatische Geschick und die persönlichen Beziehungen Müller Friedbergs, in Paris insbesondere zu Aussenminister Talleyrand und zu seinem Schulfreund Dèmeunier, der Kanton St. Gallen kaum zustande gekommen wäre. Ohne eine starke Persönlichkeit, wie sie Müller Friedberg war, hätte der junge Staat die Krise von 1814 nicht überdauern können.

Was für eine Persönlichkeit war denn Karl Müller von Friedberg? Schiller sagte über Wallenstein: *Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!*

Dieses Wort gilt auch für Müller Friedberg. Die liberalen Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts bewunderten ihn, die konservativen Geschichtsschreiber betonten seine Schwächen. So wird ihm vorgeworfen, er sei ein Chamäleon gewesen, das sich seiner politischen Umwelt stets rasch und vollständig anpassen konnte. Ein Blick auf den Wandel seiner Titel mag diese Vermutung bestärken.

In einer Subskriptionsliste für ein Buch hat er sich 1785 wie folgt eingetragen: «Karl Müller von Friedberg, Fürstlicher Rat, Landmajor und Obervogt zu Oberberg». Als Buchverfasser nannte er sich 1790 «Ritter Müller von Friedberg».

Im Zuge der Revolution verschwanden die Adelstitel. Alle Männer führten die Bezeichnung Bürger. So hiess Napoleon, bevor er sich selbst zum Kaiser ernannte, Bürger Consul. Nun nannte sich der ehemalige «Ritter Karl Müller von Friedberg» bescheiden «Bürger Müller Friedberg», ohne «von». Dabei befolgte er einen Erlass der helvetischen Regierung, welcher die Anrede Herr durch Bürger ersetzte. Im Alter schrieb er sich dann: «Carl Müller von Friedberg, gewesener Landammann des Kantons St. Gallen».

Karl Müller Friedberg wird vorgeworfen, er habe als Landvogt des Toggenburgs das Land ohne Bewilligung durch den Fürstabt eigenmächtig in die Freiheit entlassen. Der Aufruhr im Toggenburg war allgemein. Der Landvogt verfügte weder über die polizeilichen noch über die militärischen Mittel, um die Ordnung wiederherzustellen. Fürstabt Pankraz Vorster war aber zu keinen Konzessionen bereit, obwohl ihn der Landvogt mehrfach darum bat. Wenige Stunden vor der Übergabe erhielt Müller Friedberg von einem Mitarbeiter des Abtes ein Schreiben voller Widersprüche, das dem Landvogt freie Hand gewährte und gleichzeitig dem Fürstabt die Möglichkeit der späteren Einsprache einräumte. Am 1. Februar 1798 übertrug Müller Friedberg die landeshoheitliche Verwaltung provisorisch in die Hände des Landrates unter ausdrücklichem Vorbehalt der Rechte des Stiftes. So konnte er die Wirren einer Anarchie vermeiden. Die Lichtensteiger machten ihn gleich zum Ehrenbürger. Der Landrat wollte ihm die Führung der Verwaltungsgeschäfte ad personam übertragen. Müller Friedberg lehnte ab und zog sich mit seiner Familie nach Näfels zurück.

Müller Friedberg wird auch vorgeworfen, er habe sich in den Kriegswirren 1799 im adligen Damenstift von Schänis in Sicherheit gebracht. In der Tat wurde er von der Äbtissin als Protector gerufen. Er verteidigte als hoher Beamter der Helvetischen Republik das Stift gegen alle Tendenzen, dieses aufzulösen. Das Stift war zur Zeit, als die Schweiz «Kriegsschauplatz fremder Heere» war im Wechsel Quartier verschiedener französischer und österreichischer Generäle, mit denen Müller Friedberg enge diplomatische Beziehungen pflegte. Durch diese Beziehungen konnte er manchen Übergriff der Truppen auf die Bevölkerung vermeiden.

Müller Friedberg wird ferner vorgeworfen, er sei die treibende Kraft zur Aufhebung des Klosters St. Gallen gewesen. Das ist zweifellos richtig. Das Kloster als solches wäre aber zu retten gewesen, wenn Abt Pankraz Vorster eingesehen hätte, dass die Zeit geistlicher Fürstentümer vorbei war. Bereits 1803 erfolgte der letzte gesetzgeberische Akt des «Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation», der Reichsdeputationshauptschluss, mit dem alle geistlichen Fürstentümer aufgehoben wurden. Aber noch am Wiener Kongress von 1815 kämpfte der Abt für die Wiederherstellung des fürstbischöflichen Territorialstaates. Müller Friedberg sorgte dafür, dass jene Teile der äbtischen Archive und der Stiftsbibliothek, welche in den Kriegsjahren nach Österreich disloziert wurden, wieder nach St. Gallen gelangten. Er unterstützte die Errichtung einer Katholischen Pflugschaft, aus welcher 1813 der Kath. Administrationsrat hervorging. Die Verwaltung des eigenen Vermögens, die Stiftsbibliothek und seit 1809 die Führung eines Kath. Gymnasiums war Sache des Konfessionsteils. Das geschah zu einer Zeit, als an verschiedenen andern Orten die wertvollen Klosterbibliotheken um des lieben Geldes willen in die halbe Welt verkauft wurden.

Dass Müller Friedberg kein grundsätzlicher Gegner der Klöster war, zeigt seine Sorge um das Kloster Magdenau, das er als Verwalter der Nationalgüter der Helvetischen Republik vor dem Untergang bewahrte. Er wurde denn auch im Nekrologium von Magdenau eingetragen, d.h. die Nonnen gedenken seiner im Gebete heute noch in Dankbarkeit.

Müller Friedberg hatte die Zeichen der Zeit schon früh erkannt. Bereits 1789, also im Jahr der Französischen Revolution, veröffentlichte er anonym eine Schrift mit dem Titel: «Hall eines Eidgenossen». Darin weist er auf die unhaltbaren Zustände in der Alten Eidgenossenschaft hin, auf die fehlende Zusammenarbeit der Stände und auf die vernachlässigte Landesverteidigung. In der Einleitung schreibt er: *Wir haben nur uns selbst, nur unsere eigene Ruhe und Glückseligkeit zu fürchten!* Sein «Hall» blieb ohne Widerhall. Die Alte Eidgenossenschaft war nicht mehr fähig, sich zu erneuern.

Im «Hall» verlangt er die Gleichstellung der Zugewandten mit den 13 alten Orten, also eine Eidgenossenschaft mit lauter gleichberechtigten Kantonen. Man spürt in seinen Schriften, dass für ihn die Zeit der Untertanenverhältnisse vorbei ist. Er schrieb in seinem «Hall»:

Sind sie in sattem Genusse bürgerlicher Rechte um ihre Herrschaft zu lieben, sie jeder andern vorzuziehen, Eigenthum und Leben für ihre Erhaltung auszusetzen? – Kann man von einem Volke, das, nach dem Ausdrücke des weisen Montesquieu, weder die Vortheile einer Republik, noch einer Monarchie geniesst, einen hohen Grad von Patriotismus erwarten?

In einer weiteren, im gleichen Jahr erschienenen, anonymen Schrift «Über der Eidgenossen Staats-Interessen in Absicht auf das Fürstentum Neuenburg und Vallendis» schreibt Müller Friedberg:

Wohl wird die Freyheit und der Glücksstand eines Landes nach den politischen und persönlichen Rechten beurtheilt, die die Verfassung den Bürgern gewährt. Die politische sollen die Gewährleister der persönlichen seyn; ohne diese Wirkung sind sie eitle Form; und nur in so weit sie dieses bewerkstelligen, sind sie es werth, dass wir Gut und Blut für sie darsetzen. Ich weine über ein Land, in dem ich politischer Freyheit die Fülle, und keine bürgerliche, das Resultat persönlicher Rechte wahrnehme. Wo ich hingegen diese ohne politische Freyheit aufrecht finde, da setze ich den vorübergehenden Wohlstand auf blosser Rechnung der Mässigung des Regenten, und halte in diesem Staate die Menschen für besser als die Gesetze. Nach solchen Grundsätzen prüft sich wohl die Verfassung eines Staates, in dem die Bürger nie Fürsten, dafür aber auch nie Sklaven sind, sondern immer, was sie seyn sollen, gefreyte Bürger.

Studiert man auch Müller Friedbergs «Philosophie der Staatswissenschaft», so kommt man zu einem Bilde von Müller Friedberg, wie es Hanspeter Marti in seiner Arbeit «Karl Müller Friedberg, Fürstendiener und Patriot» geschildert hat: Er war von der Aufklärung geprägt, insbesondere von Montesquieu, aber er war kein Revolutionär. Er versuchte die Wertvorstellungen der Aufklärung von oben her evolutionär nach und nach zu verwirklichen, die Monarchie der Zeit anzupassen. Er war ein gemässigter Aufklärer oder ein aufgeklärter Anhänger der Monarchie.

Wenn ihn ein junger Historiker als Opportunisten beschreibt, der seine politischen Meinungen wie das Hemd wechselte, so ist dem entgegenzuhalten, dass die politische Überzeugung Müller Friedbergs eine konstante ist. Das zeigen seine anonymen Schriften aus der äbtischen Zeit. Ihm war aber klar, dass Politik die Kunst des Möglichen ist. Als die Zeit der fürstbthlichen Monarchie vorbei war, versuchte er auf dem Boden der Helvetik den Staat zu gestalten. Als er einsah, dass der allmächtige Napoleon mit seiner Mediation keinen Einheitsstaat mehr duldete, packte er die Gelegenheit am Schopf, um den Kanton St. Gallen aufzubauen. Er war auch kein «Statthalter Napoleons in der Schweiz». Er war aber ein geschickter Diplomat, der unter der Vorherrschaft Frankreichs für sein Land und für seinen Kanton möglichst viel erreichen wollte.

Müller Friedberg war nicht nur ein Politiker, er war auch ein Mann der Wissenschaft und der Künste. In seiner Jugend schrieb er vaterländische Schauspiele, z.B. «Orgetorix» und «Morgarten». Von 1805 bis 1831 war er Präsident der Theater AG, welche ihre Vorstellungen im alten Wagenschopf des Klosters beim Karlstor gab. Müller Friedberg verfasste neben dem «Hall eines Eidgenossen» verschiedene weitere politische Schriften. 1790 erschien der 1. Band seiner «Philosophie der Staatswissenschaften». Mit dem grossen Geschichtsschreiber Joh. von Müller war er eng befreundet.

Die Bildung der Jugend war ihm ein grosses Anliegen. Schon in seiner erwähnten anonymen Schrift von 1789 verlangt er die Schaffung einer Bundesschule, einer eidgenössischen Universität. Als Mitglied der Consulta schrieb er zum Thema Bildung in der neuen Verfassung:

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass die Schweizer kein anderes Bedürfnis haben, als sich in der Fertigkeit der Käsebereitung auszubilden. Dieses Land hat seinen Anteil an der Förderung der Wissenschaft und Kunst.

Früh erkannte Müller Friedberg die Bedeutung der Medien. «Der Erzähler», ein Wochenblatt, das er 1806 gründete und zum Teil selbst redigierte, war ein Vierteljahrhundert sein eigenes politisches Organ.

Eine Stärke Müller Friedbergs bestand in der Fähigkeit, Ungemach hinnehmen zu können. Bei der Entladung eines Schiffes im Walensee wurde ein Kistchen mit dem Manuskript für die folgenden Bände seiner «Philosophie der Staatswissenschaften» in den See geworfen. In seiner Lebensbeschreibung meinte er dazu: *So ging die Arbeit von sechs Jahren verloren. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass sie vielleicht zur Zeit ebenso wenig Eingang fände, als sie die Fische im Walensee aufgeklärt haben mag.*

Auch Müller Friedberg war wie alle ein Mensch mit Stärken und Schwächen. Trotzdem dürfen wir dem Urteil eines guten Biografen, Joh. Dierauer, folgen, wenn er in seiner «Politischen Geschichte des Kantons St. Gallen» 1903 schreibt:

Er besass die Gaben eines bedeutenden Staatsmannes, eminentes organisatorisches Talent, durchdringenden Scharfsinn und ungewöhnliches diplomatisches Geschick. Um die Mittel nie verlegen, ausdauernd zugleich und geschmeidig, erfinderisch in immer neuen Wendungen, Meister der Sprache in deutschem und französischem Gewande, dabei wohl ausgerüstet mit persönlichen Beziehungen bis in die höchsten Kreise der europäischen Fürstenhöfe, wusste er im Ringen mit widerstrebenden Potenzen jeweilen sieghaft seine Ziele zu erreichen.

Sein politischer «Ziehsohn» und späterer politischer Gegner Landammann Gallus Jakob Baumgartner schildert die Persönlichkeit Müller Friedbergs wie folgt:

Wo er stand und wirkte, überragte er Alle durch sein vielseitiges Wissen, seine Gewandtheit im Umgang und in der Arbeit, mildaristokratische Formen, wie sie der höheren Gesellschaft eigen sind. [...] Er war mit allen, für einen Minister oder hochgestellten Diplomaten einer europäischen Grossmacht erforderlichen Eigenschaften begabt. Stand er in weniger hoher Stellung, so war er schon nicht ganz am rechten Orte, selbst in der helvetischen Republik nicht, obwohl er dort, schon nach seinem ersten Auftreten, einen weit reichenden und vielseitigen Einfluss sich errang. [...] Sein Charakter entsprach seinen diplomatischen Gelüsten; in der Auswahl der Mittel bewegte er sich mit einer gewissen Ungebundenheit. Im Übrigen blieb seine staatsmännische Wirksamkeit untadelhaft; er genoss lebenslang hohe Achtung; Vielen war er, als Gegensatz des Alltäglichen, ein Gegenstand der Bewunderung.

Die Parallelen in beiden Beschreibungen sind offenkundig.

So gut Müller Friedberg als junger Mann die Zeichen des Wandels erkannte, so wenig war er im Alter neuen Ideen zugänglich. Die demokratische Bewegung, welche zur Verfassung von 1831 führte, lehnte er entschieden ab. Er wurde ebenso stur wie einst sein Gegenspieler, Abt Pankraz Vorster. Im Grossen Rat hatte Müller Friedberg eine Zeit lang seinen eigenen Sohn gegen sich, bis sich dieser resigniert aus der Politik zurückzog. 1831 wurde Müller Friedberg, im 77. Altersjahr stehend, als Mitglied der Regierung nicht mehr wieder gewählt. In seinen Erinnerungen schreibt er:

Ich kenne die, welche an allen Orten raunten, dass ich durch das Alter abgeschwächt sei. Ich betrog mich nicht, weil ich von nun an auf keine Dankbarkeit zählte. Es war von vornherein ausgemacht, wer an der Spitze stehen müsse und wolle.

Der Grosse Rat verabschiedete ihn mit einem Dankesschreiben voll höchstem Lob, aber ohne Pension. 28 Jahre war er im Dienste des Kantons gestanden und 56 Jahre im Dienste der Öffentlichkeit.

Dem ohne Pension verabschiedeten Landammann wurde der einträgliche Posten des Präsidenten des Kath. Administrationsrates angeboten. Er lehnte ab. Er wollte kein Gnadenbrot. Diese Haltung entkräftet den Vorwurf, Müller Friedberg sei ein Opportunist gewesen, einmal mehr.

Enttäuscht zog er mit seiner Familie nach Konstanz. Dort gab er die «Schweizer Annalen, eine Zeitgeschichte seit der Julirevolution von 1830» heraus. Während der Redaktion des 4. Bandes starb er am 22. Juli 1836 im Alter von 82 Jahren. Sein Grab liegt in Konstanz.

Karl Müller von Friedberg und sein Gegner von 1814, Joh. Baptist Gallati, waren nicht die einzigen Glarner, welche st.-gallische Geschichte machten. Friedrich von Tschudi, Landammann und Ständerat des Kantons St. Gallen, war ein Glarner. Er war Naturwissenschaftler. Sein Hauptwerk «Das Tierleben der Alpenwelt» wurde weltberühmt. Der geniale Architekt Bernhard Simon, der Gründer des Hotelkurortes Bad Ragaz, kam aus Glarus. Joh. Rud. Steinmüller, Erziehungsrat des Kantons Säntis und bedeutender Schriftsteller, war ebenfalls ein Glarner. Joh. Melchior Kubli, in der Helvetik Senator, siedelte sich in Quinten an und wurde st.-gallischer Regierungsrat. Der bekannte St. Galler Historiker und HSG-Professor Georg Thüner war ein Glarner.

Nach dieser Liste kann man ausrufen: «Was wäre der Kanton St. Gallen ohne Glarus? Was haben wir im Gegenzug dem Kanton Glarus geschenkt?» Eine Zeit lang wirkte der Toggenburger Zwingli in Glarus, bevor er von Zürich vereinnahmt wurde. Dann ist nur noch Unrühmliches zu nennen: Ein Teil der st.-gallischen Truppen, welche 1815 an die französische Grenze aufgebieten wurden, versagte dem General Bachmann den Gehorsam, als er es für gut fand, die Grenze zu überschreiten. Dass Sie für heute trotzdem einen alten st.-gallischen Miliz-Offizier und Politiker als Redner eingeladen haben, ist ein Akt allerhöchster Toleranz.

Exkursion 2002

Der diesjährige Vereinsausflug überschritt wieder einmal die Landesgrenze, und doch wurde es keine weite Reise. Es ging über den Rhein nach Vorarlberg in das charmante Städtchen Feldkirch, am Fluss Ill gelegen, der nur wenige Kilometer weiter westlich in den Rhein mündet. Besucht wurde als weiteres Ziel auch das unweit von Feldkirch gelegene Rankweil, bekannt als Wallfahrtsort.

Die Beziehungen zwischen den Bewohnern auf beiden Seiten des Grenzflusses Rhein sind schon seit sehr langer Zeit eng. Erwähnt sei dazu nur, dass schon zu Zeiten des Römischen Reiches Vorarlberg wie beispielsweise auch das Glarnerland zur gleichen Provinz Raetia prima, mit dem Hauptort Curia/Chur, gehörten. Gründer der Stadt Feldkirch war um zirka 1200 Graf Hugo I. von Montfort (er nannte sich so nach seiner Burg oberhalb von Götzis). Er war der zweite Sohn des Grafen Hugo von Tübingen, der seit 1170 die Grafschaft Bregenz innehatte. Aus dem Geschlecht der Grafen von Montfort stammten auch die Erbauer der Schlösser Werdenberg und Sargans – so finden sich auch hier wieder Beziehungen von uns nach Vorarlberg. Im 19. Jahrhundert bot das Land Vorarlberg den expansionshungrigen Ostschweizer Textilindustriellen, darunter auch Glarnern, günstige Bedingungen zur Errichtung grosser Betriebe. Schon 1828 errichtete der Zürcher Kaspar Escher zusammen mit einem Engländer und einem Iren in Feldkirch die grösste Baumwollspinnerei in Vorarlberg.

Begrüsst wurden wir in Feldkirch durch den Historiker Dr. Elmar Schallert, Archivar des Bistums Feldkirch, der uns mit seinem grossen Wissen auf angenehme und verständliche Art in die Geschichte seiner Heimat einführte. Zu erwähnen ist, dass Feldkirch erst seit dem Jahre 1968 ein selbstständiges Bistum ist, nachdem es von der Diözese Innsbruck abgetrennt wurde.

Mit dem Bau der Schattenburg ab 1200 zur Sicherung von Stadt und Verkehr über die Pässe nach Süden und Osten durch Graf Hugo I. von Montfort entstand unterhalb des Burghügels Feldkirch, das erstmals 1218 als Stadt erwähnt wird. Unser Stadtrundgang begann mit der Besichtigung der Domkirche St. Nikolaus, die vor 1968 die Stadtpfarrkirche von Feldkirch war. Diese Kirche wird erstmals in einem Ablassbrief 1297 erwähnt. Im Jahre 1286 gehen die Patronatsrechte mit Zustimmung des Fürst-

bischofs Friedrich I. Grafen von Montfort-Feldkirch an das Domkapitel von Chur über. In den Jahren 1348, 1398 und 1460 erlitt die Kirche schwere Brandschäden. Bei der letzten Brandkatastrophe müssen diese Schäden so gross gewesen sein, dass das Langhaus neu gebaut wurde. Die Domkirche präsentiert sich heute als prachtvoller Bau in gotischem Stil.

Wenn man die Kirche betritt, ist der Raumeindruck überwältigend. Von den hohen schlanken Sandsteinsäulen schiessen ohne Unterbrechung durch Kapitelle die acht schmalen gratigen Rippen wie ein strahlendes Feuerwerk aus Stein zu dem hohen Netzgewölbe empor. Der Kontrast der fast weiss gehaltenen Wände und Gewölbefelder zu dem Steingrau der Säulen und Pfeiler fügt sakralen Ernst zum filigranen Höhendrang der zarten Konstruktion. Die in satten und glutvollen Farben gehaltenen Fenster füllen den Raum mit gedämpftem Licht, beleben ihn mit dem farbig wechselvollen Spiel der Sonnenstrahlen. Ein mächtiger Chorbogen aus Steinquadern begrenzt den Blick in den Chor, dessen schmale Seitenschiffe durch Rundbogen verbunden sind. Neben dem Hochaltar, an der Chorschlusswand eingemauert, befindet sich ein Grabstein eines montfortischen Landesherrn. Die Domkirche ist die bedeutendste gotische Kirche Vorarlbergs. Auch das im Jahre 1697 nach einem Brand neu erbaute Rathaus in der Stadtmitte, bemalt mit den Wappen des ansässigen Adels ist ein sehenswertes Bauwerk. Auch ist in der gleichen Zeit das Palais Lichtenstein entstanden. Darin befinden sich heute die Stadtbibliothek und das Stadtarchiv.

Weiter ist die durch die Habsburger zwischen 1491 und 1507 weiter ausgebaute Stadtbefestigung zu erwähnen. Für die Kanonen, die so genannten «Katzen», wurde der Katzenturm errichtet. Neben dem eben erwähnten grössten Turm sind weiter auch der Diebsturm, Wasserturm und Pulverturm eine Besichtigung wert.

Die Schattenburg bildete den Kern der mittelalterlichen Stadtbefestigung. Der Name leitet sich vom mittelhochdeutschen «schade» (= Schutz, Vogt) ab. Das Schloss diente bis 1390 als Sitz der Grafen von Montfort. Danach kam es in den Besitz der österreichischen Vögte. Graf Friedrich von Toggenburg machte zwischen 1418 und 1436 das Schloss zu einer prunkvollen Stätte höfischen Lebens. 1825 erwarb die Stadt Feldkirch die Schattenburg. Als grösste und besterhaltene Burganlage Vorarlbergs ist die Schattenburg heute mit ihrem Museum und Restaurant ein beliebtes Ausflugsziel.

Nach dem Besuch der Schattenburg mit Mittagessen und einem Rundgang im Museum ging unser Ausflug weiter nach Rankweil. In der von Aegidius Tschudi erstellten Abschrift einer Urkunde aus der Zeit um 800 ist erstmals der nahe bei Feldkirch gelegene Ort Rankweil erwähnt. Auch ist es erwiesen, dass hier bis in die Karolingerzeit ein grosser zentraler Gerichtshof für das nordrätische Gebiet tagte.

In Rankweil steht eine berühmte Wallfahrtskirche. Im Schutz dieses Gotteshauses befindet sich die Fridolinskapelle. Auf einer Bildtafel ist hier die Legende von St. Fridolin dargestellt und auch beschrieben, wie er vor diesem zentralen Gerichtshof in Rankweil mit dem Skelett von Ursus als Zeuge erscheint. Zuvor soll er im Friedhof von Glarus Ursus aus dem Grab geholt haben und mit ihm über eine Distanz von «sechs Deutschen Meilen» zur Gerichtsverhandlung nach Rankweil gekommen sein und so den Prozess für sich entschieden haben: Glarus wurde fortan Besitz des Klosters Säkingen. In der Kapelle befindet sich auch der Fridolinsstein – ein grosser Kalkstein –, in welchem angeblich schon der heilige Fridolin gekniet war und wo heutzutage Menschen mit Gliederschmerzen sich vertrauensvoll niederlassen, in der Hoffnung, Heilung zu finden.

Mit dem Besuch von Rankweil und dem Dank an Dr. Elmar Schallert fand der interessante Jahresausflug 2002 des Historischen Vereins des Kantons Glarus seinen Abschluss.

Mathias Kamm